

ERIC C. HIGGS

THE  
HAPPY  
MAN

Aus dem Amerikanischen von Christian Jentzsch

**FESTA**

Die amerikanische Originalausgabe *The Happy Man*  
erschien 1985 im Verlag St. Martin's Press.  
Copyright © 1985 by Eric C. Higgs. All rights reserved  
Vorwort des Autors © 2017 by Eric C. Higgs

1. Auflage Dezember 2018  
Copyright © dieser Ausgabe 2018 by Festa Verlag, Leipzig  
Titelbild: Henry Petrides  
Alle Rechte vorbehalten

## VORWORT DES AUTORS

Am meisten hat mich bei der Wiederveröffentlichung von *The Happy Man* überrascht, dass es sich 30 Jahre nach seiner Erstveröffentlichung noch so frisch und aufregend liest wie am ersten Tag. Ich würde gern glauben, dass es daran liegt, dass eine gute, ansprechend erzählte Geschichte zeitlos ist. Aber eigentlich glaube ich, es liegt daran, dass die Geheimnisse im Leben der normal scheinenden, alltäglichen Mittelschicht ein unaussprechliches Dunkel bergen, das einen faszinieren kann, wenn man sich die Mühe macht, tief genug zu graben.

Ich selbst habe mit dem Graben kurz nach meinem Entschluss begonnen, mich in Südkalifornien niederzulassen. Ich war der Verlockung des ausgiebigen Sonnenscheins, der weiten, offenen Landschaft und des sich ständig vergrößernden Kreises von Freunden erlegen, die sich fröhlich den Weg in eine blendende Zukunft bahnten. Und es war tatsächlich das lächelnde, sonnenbebrillte Kalifornien, wie es in Büchern, Filmen und Fernsehserien angepriesen wurde, und ganz und gar nicht enttäuschend.

Und dennoch ... ist da immer ein Haar in der Suppe, eine Erbse unter der Matratze. Die Menschen blieben stur Menschen, ohne die wunderbare Bühne

zur Kenntnis zu nehmen, die für sie vorbereitet worden war, und wenn sich bei einer Pool-Party einmal der Geruch nach Marihuana eingenistet hatte und sich ein junger Ingenieur, Rechtsanwalt oder Manager im unsteten Schein der Petroleumfackeln vorbeugte, wurden manchmal die schrecklichsten und auf finstere Art überraschendsten Dinge gesagt.

Wie wäre es wohl, fragte ich mich bei meiner Suche nach Story-Ideen, diese finsternen Äußerungen ins Extreme zu steigern? Eine Geschichte über einen Dämon in Menschengestalt zu schreiben, der auf dieses sonnenbeschienene Paradies losgelassen wird? Über einen, sagen wir, Softwareentwickler, der mit einer schönen Frau verheiratet ist und ein Eigenheim in einer blühenden Wohnsiedlung der oberen Mittelschicht besitzt ... und der plötzlich von dem Monster verführt wird, das nebenan einzieht. Ich wünschte, mir würde alles so schnell und flüssig von der Hand gehen wie diese Geschichte.

Die Besprechungen zu *The Happy Man* waren weitgehend positiv, was äußerst befriedigend war, aber das Interesse der Filmindustrie hatte etwas Bezauberndes. Ich lernte, wie man Drehbücher schreibt und mit Studiopersonal redet, wurde Mitglied der Writers Guild und stellte fest, dass sich viele Türen für mich öffneten. Aber obwohl Firmen wie Warner Bros. und HBO die Rechte kauften, wurde (bisher) noch nichts realisiert. Trotzdem ist *The Happy Man* bis zum heutigen Tag bei der einen oder anderen Einrichtung

immer ein Thema geblieben, und erst im Juli diesen Jahres hat der aktuelle Rechteinhaber eine Sprechprobe des Drehbuchs mit allen Schauspielern durchführen lassen. In Los Angeles steht die Hoffnung wie eh und je immer in voller Blüte.

Das war alles ganz wunderbar, aber ich muss gestehen, dass ich es bereue, mein Romanschreiben für verschiedene Film- und Fernsehprojekte vernachlässigt zu haben. Nach *The Happy Man* habe ich nur zwei Romane geschrieben (*Doppelgänger*, erschienen bei St. Martin's Press, und *PT Commander*, erschienen bei Zebra Books). Allerdings habe ich kürzlich wieder damit begonnen und die Rohfassung für den ersten Band einer geplanten Reihe von Detektivromanen bereits fertiggestellt.

Doch das ist etwas für die Zukunft. Dieses Buch ist die Gegenwart, und wenn Sie, lieber Leser, eine gute Mischung aus Abenteuer, Mystery, Horror und Intrige mögen ... dann blättern Sie bitte um.

Eric C. Higgs  
Oktober 2017

*Für Elaine*

*Eines Menschen Grausamkeit ist seine Macht, und wenn er sich seiner Grausamkeit entledigt, entledigt er sich auch seiner Macht. Und wenn er sich derer entledigt hat, ist er alt und hässlich, würde ich meinen.*

*Der Lauf der Welt*  
William Congreve

## Eins

Zwei volle Tage lang verwesten die Marshs in ihrem Haus vor sich hin, bevor sie von einem Auslieferungsfahrer von Sparkletts gefunden wurden.

Er hatte gerade zum dritten und letzten Mal die Türglocke geläutet, als ihm ein gewisser Geruch auffiel. Wie er später der Reporterin erzählte, hatte er mit diesem Geruch in Vietnam enge Bekanntschaft gemacht. Er stellte den Plastikbehälter ab und ging auf der Suche nach einer Zugangsmöglichkeit um das Haus herum. Auf der Rückseite stand die große gläserne Schiebetür zur Whirlpool-Veranda weit offen. Der Geruch war hier so stark, dass er sich eine Hand vor den Mund halten musste.

Kurz darauf kam ihm sein Frühstück hoch, auch wenn er vergaß, dies der Reporterin gegenüber zu erwähnen. Aber ich sah es. Ich sah, wie er rückwärts taumelte, bis er von der Veranda und ins Gebüsch fiel, wo er dann zu würgen anfing und sich übergab. Ich beobachtete die Szene in meiner Essecke im Schutz der teilweise geöffneten Sonnenjalousie.

Bis zum späten Nachmittag war das Grundstück abgesperrt. Zwei Polizeiwagen parkten vor dem Haus, gelbe Warnlampen blinkten und aus verstärkten

Funkgeräten krächzte es so laut, dass es noch zwei Häuserblocks weiter zu hören war. Ein beiger Kastenwagen mit der Aufschrift GERICHTSMEDIZIN in schwarzen Druckbuchstaben auf den Türen stand in der Einfahrt. Bei einem grell lackierten Van von Action News waren die Seitentüren geöffnet und ich sah einen Techniker darin, der einen Drehknopf unter irgendeiner Art von Oszilloskop justierte. Die Doppelteleskopantenne auf dem Van war auf maximale Größe ausgefahren und auf die Stadt gerichtet.

Ein gutes Dutzend Nachbarn hatte sich rings um das Spektakel eingefunden und flüsterte sich unter ständigem Kopfschütteln gegenseitig die neuesten Gerüchte zu. In erster Linie Hausfrauen, aber auch ein paar Männer und stille, ernste Kinder. Wer einen Grund hatte, zu dieser nachmittäglichen Stunde zu Hause zu sein, war da.

Abgesehen natürlich von mir. Ich zog es vor, drinnen zu bleiben, obwohl das Marsh-Haus gleich nebenan war.

Ich beobachtete, wie sich eine junge Frau in einem Kostüm mit einem breitschultrigen Polizisten unterhielt. Neben ihr balancierte ein schlanker Typ in Jeans, lässig und ungerührt Kaugummi kauend, eine Minikamera auf der Schulter. Der Auslieferungsfahrer stand mit einem gequälten Ausdruck in seinem hübschen, wettergegerbten Gesicht im Hintergrund. Der Polizist ließ die Frau stehen und schüttelte dabei den Kopf in einer Geste, die offensichtlich »kein



Kommentar« bedeutete. Die junge Frau sah auf ihre Armbanduhr und sagte etwas zu ihrem Kameramann. Er richtete das Objektiv auf sie und schaute durch den Sucher. Sie straffte die Schultern und hob das Mikrofon auf Kinnhöhe.

Ich wandte mich dem kleinen tragbaren Fernseher auf dem Küchentresen zu, auf dem ebendieser Sender lief. Der grauhaarige Moderator sagte gerade, es sei an der Zeit für eine Liveschaltung nach Mesa Vista, und dann war die junge Frau auf Sendung – die, wie ich fand, auf dem Bildschirm etwas fülliger wirkte als im richtigen Leben. Ihre Miene war so finster wie die eines Methodistenpfarrers, während sie kurz zusammenfasste, was sie über die Morde wusste – praktisch nichts –, und sich dabei langsam dem Auslieferungsfahrer näherte. Als der schließlich im Aufnahmebereich der Kamera war, hielt sie ihm das Mikrofon so abrupt vors Gesicht, dass er zurückschrak. Auf dem Namensschild seines Arbeitsuniformhemds stand *Pete*.

Ich trank noch einen Schluck aus dem halb vollen Glas mit Bourbon. Der Geschmack ließ mich das Gesicht verziehen.

»... und dann habe ich die Polizei gerufen, so schnell ich konnte«, sagte der Auslieferungsfahrer gerade. »Ich kann Ihnen sagen, diesen Geruch vergisst man sein ganzes Leben nicht mehr, wenn man ihn einmal erlebt hat. Damals in 'Nam, da musste ich mit meinem Corporal runter in diesen Tunnel, den

wir gesprengt hatten, weil wir immer die gefallenen Vietcongs zählen mussten, und, tja, genauso hat's auch in dem Haus von den armen Leuten da gerochen ...«

Dann ereignete sich etwas Interessantes, etwas, worauf alle Kameralleute insgeheim lauern, könnte ich mir denken. Die erste zugedeckte Bahre wurde nach draußen getragen und auf dem kleinen Fernseher ruckelte das Bild hin und her, als der Kameramann den Auslieferungsfahrer einfach stehen ließ und dort hin eilte. Und kaum hatte er für eine Großaufnahme herangezoomt, als der Arm des Leichnams unter dem weißen Laken hervorglitt.

Die Bahrenträger mussten wohl ziemlich nervös sein, denn anstatt anzuhalten und die Dinge in Ordnung zu bringen, rannten sie plötzlich los und spurteten zu ihrem Van in dem Bemühen, der Kamera zu entkommen. Das Fernsehen zeigte die Hand, wie sie vollkommen schlaff durch das Gras schleifte und die Knöchel immer wieder über kleinste Unebenheiten in dem gut gepflegten Rasen holperten.

Etwa eine Stunde später klopfte es an meine Haustür. Es war ein junger Mann mit Schnurrbart, der eine gewisse Ähnlichkeit mit der Quarterback-Legende der New York Jets Joe Namath in seiner Glanzzeit hatte und sich als Sergeant Hernron vom Chula Vista Police Department vorstellte. Er zückte einen Notizblock und fragte, ob ich etwas dagegen hätte, ihm ein paar Fragen zu beantworten. Ob ich letzte Nacht

etwas gehört hätte? Oder in der Nacht zuvor? Wie gut ich die Marshs kennen würde? Ob Mr. Marsh habe durchblicken lassen, dass er bedroht werde, irgendwas in der Art? Ich beantwortete alle Fragen mit einem Kopfschütteln. Er verstaute seinen Notizblock wieder und sagte, er werde sich wieder melden, falls sich noch weitere Fragen ergeben sollten. Ich hielt ihn an seinem groben Doppelstrick-Ärmel fest und fragte ihn, was eigentlich passiert sei.

»Guter Mann, das wollen Sie ganz bestimmt nicht wissen.«

Ich verfolgte aufmerksam die Nachrichten und die bevorzugte Theorie lautete, ein wahrscheinlich von illegalen Einwanderern begangener Einbruch sei aus dem Ruder gelaufen. Es wurde darauf hingewiesen, dass die kleine Siedlung Mesa Vista nur fünf Kilometer von der mexikanischen Grenze entfernt war und dort auch früher schon Einbrüche von Illegalen verübt worden seien.

Aber das war alles. Die Dinge beruhigten sich schnell wieder, und ein paar Tage später war der Fall Marsh von SWAT-TEAM ERGREIFT AUTOBAHN-HECKENSCHÜTZEN und VATER VON VIER KINDERN LÄUFT AMOK aus den Schlagzeilen verdrängt worden.

Trotzdem wachte ich weiter über das Marsh-Grundstück, vor allem nachts. Nur ich und mein alter Freund Mr. Jack Daniel. Ich starrte auf die Fenster,

ohne überhaupt zu wissen, wonach ich Ausschau hielt. Halb rechnete ich damit, das körperlose Gesicht von Ruskin Marsh persönlich zu sehen – möglicherweise im Erkerfenster, dazu verdammt, als Gespenst durch den terrassenartig angeordneten Wohn- und Essbereich zu spuken, bis das Marsh-Haus eines Tages auseinanderfiel. Ein Ereignis, das, wenn man bedachte, wie hastig Mesa Vista zusammengezimmert worden war, bereits nach zehn Jahren Kettenrasseln eintreten mochte.

Doch es ereignete sich nichts. Dennoch konnte ich die Wache nicht beenden. Als aus Tagen Wochen wurden, ging ich dazu über, es als eine Art Arbeit zu betrachten, was einiges dazu beitrug, mein Gewissen zu besänftigen. Dadurch fühlte es sich nicht mehr ganz so schlimm an, gefeuert worden zu sein. Jetzt musste ich nur noch etwas finden, das es erträglicher machen würde, dass ich vollkommen pleite war ... oder dass mich meine Frau verlassen hatte ... oder dass der vierte Monat bevorstand, in dem ich die Hypothekenrate für das Haus nicht bezahlen konnte ... oder dass mein kleiner Mazda RX-7 längst abgeholt worden war und auf dem Parkplatz von Honest John's Repo Depo stand ...

Also streunte ich unrasiert durch das gute alte Eigenheim, sah durchs Seitenfenster und überlegte und wartete und führte laute Selbstgespräche. Und das Marsh-Haus stand da, ein schlichter, weiß verputzter Klotz, der nicht mehr Böses verströmte als eine Barbie-Puppenstube und dessen einziges Licht

das der südkalifornischen Sonne war, das von seinen energieeffizienten Fenstern reflektiert wurde. Es war nichts damit los, nicht mehr als mit den anderen Häusern in der Siedlung. Darüber dachte ich nach und Gelächter drang aus meiner Kehle, ungebeten. Es war ein trockenes, rasselndes, geistloses Geräusch.

Manchmal dachte ich zurück an die Gespräche, die Ruskin Marsh und ich geführt hatten. Dann gingen mir seine Andeutungen durch den Kopf, Dinge, die auf den ersten Blick derart monströs waren, dass ich mir nie auch nur hätte träumen lassen, er könne sie ernst gemeint haben. Doch das hatte er. O ja ...

Und dann kniff ich immer die Augen fest zu, hielt krampfhaft das Glas mit Jack D. und meine Psyche glitt auseinander, als wäre mein Gehirn eine soeben durchgeschnittene Grapefruit, deren Hälften auseinanderfielen und auf der Schalenseite hin und her schaukelten.

... ein Besucher kam und er war kein Zwangsvollstrecker der Bank of America. Er war schon älter, dabei groß und schlank, gepflegt, aber kein bisschen mürrisch. Die Kleidung war vielleicht eine Spur zu modisch für einen Mann seines Alters. Seine Augen waren verblüffend klar, die Pupillen schwarze Stecknadelköpfe in einem grauen Meer.

»Entschuldigen Sie, Sir.« Er lupfte seinen Fedora.  
»Ich komme von Techlydynes Hauptniederlassung in San Francisco.«

Techlydyne, so hieß die Firma, für die Ruskin gearbeitet hatte. Die Lufttemperatur in meiner Lunge sank um gefühlt 20 Grad.

»Sind Sie wegen der Marshs hier?« Ich hatte die Tür nur einen Spalt weit geöffnet, auch um die Tatsache zu verbergen, dass ich um vier Uhr nachmittags einen ungewaschenen Kimono trug, die Standarduniform arbeitsloser Wichser.

»Ja, genau deswegen.« Seine Gesichtsmuskeln legten sich ins Zeug, seine Eckzähne zu entblößen. »Um diese furchtbare Tragödie zu untersuchen. Die Firmenpolitik der Rückversicherung ...« Er wedelte mit dem Hut, während seine Worte verklangen. »Sie wissen schon ...«

»Na dann.« Ich öffnete die Tür, denn es störte mich nicht mehr, wie ein Penner auszusehen. Diesem Kerl würde es nichts ausmachen, nicht wenn er der war, für den ich ihn hielt. »Bitte kommen Sie herein.«

Er trat aus der blendenden Sonne – der arme Teufel musste in seinem dunklen Anzug braten – in meine schattige Höhle.

Das einzige Geräusch stammte von der zentralen Klimaanlage, die voll aufgedreht war und leise zischte. Sogar der Fernseher war aus. Wir gingen durch den kurzen Korridor, wo schmutzige Kleidung verstreut lag, wie ich sie hatte fallen lassen, und weiter ins Wohnzimmer. »Bitte nehmen Sie Platz«, sagte ich ganz ruhig, ohne mir anmerken zu lassen, wie schnell mein Puls raste.

Er ging zum Sofa und fegte die alten Zeitungen auf den Boden, als wäre es das Natürlichste auf der Welt. Er setzte sich und legte sich seine krokodil-ederne Aktentasche auf den Schoß, dann ließ er die Messingschlösser aufschnappen und entnahm ihr einen gelben Notizblock. Seine Hände waren lang und grazil, ganz und gar nicht wie die eines alten Mannes. Ich beobachtete, wie eine in die Innentasche seiner Jacke glitt und ihr einen langen silbernen Füllfederhalter entnahm, einen Montblanc, glaube ich. Er ließ ein weltgewandtes, um Nachsicht bittendes Lächeln aufblitzen. »Macht es Ihnen etwas aus, wenn ich mir Notizen mache? Ich habe ein Gedächtnis wie ein Sieb.«

»Selbstverständlich nicht.«

Ein Grinsen, um das ihn Charlton Heston beneidet hätte. »Prima.« Eine Augenbraue hob sich, der Montblanc schwebte über dem Notizblock. »Dann darf ich wohl annehmen, dass Sie Charles Ripley sind?«

Also kannte er meinen Namen. Natürlich kannte er ihn. »Das stimmt. Hat Ruskin von mir gesprochen?«

Jetzt fielen seine Augen in das Grinsen ein und glänzten geradezu vor Belustigung. »Ja. Er hat über Sie geschrieben.«

Ich erwiderte das Grinsen, während ich mich erwartungsvoll vorbeugte. »Dann sind Sie nicht wirklich von Techlydyne, oder?«

Keine Veränderung in seiner fröhlichen Miene. Nur ein träges Nicken. Korrekt, Mr. Ripley, schienen seine

grauen Augen zu sagen. Sie wussten von Anfang an, wer ich bin. Jetzt können wir die Masken abnehmen, nicht wahr?

Es war, als hätte ich über die Bedeutung eines abstrakten Gemäldes gerätselt und plötzlich wäre sie mir aufgegangen. Ich wusste jetzt, was ich zu tun hatte. Und nicht nur an diesem Tag, sondern auch an allen zukünftigen, die mir noch bleiben mochten. Der Plan breitete sich in so simplen und präzisen Begriffen vor mir aus, dass ich mich wundern musste, dass der Besuch dieses alten Mannes nötig gewesen war, ihn zu fassen. Mein Inneres pulsierte in leidenschaftlicher Erregung.

Ich stand auf, ging auf ihn zu und zwang mich dabei zu einem Lächeln.

Das Monster erwiderte es.

Es waren nur drei Schritte vom Waschkeller zur Garage, aber es war trotzdem riskant, den alten Mann auf offener Straße zu tragen. Es war heller Tag und die Häuser standen hier sehr dicht beieinander.

Ich schaffte es in die Dunkelheit der Doppelgarage – leer bis auf den gemieteten Fairlane des alten Mannes, den ich zuvor hineingefahren hatte –, ließ den Leichnam von meiner Schulter in den geöffneten Kofferraum gleiten und drückte den Deckel nach unten. Mit einem blechernen *Klack* fiel er ins Schloss.

Ich kehrte mit einer grimmigen Entschlossenheit ins Haus zurück, den Rest dieses Tages zu verbringen



wie eine Maschine und die einzelnen Punkte meiner Abreiseliste so schnell wie möglich abzuhaken.

Doch das Blut auf dem Küchenboden ließ mich innehalten. Lieber Gott, so viel, so unglaublich viel ...

Es war nicht so gelaufen, wie ich es geplant hatte. Ich hatte mich dem alten Mann in tranceartiger Zuversicht genähert, weil ich darauf baute, dass sein Tod genauso vorherbestimmt war wie die Umlaufbahn der Erde um die Sonne. Doch kaum hatte ich ihm die Hände um den Hals gelegt, als er in hektische Aktivität ausbrach, knurrend meine Arme packte und versuchte, mir ein Knie in den Schritt zu rammen. Das brachte mich ins Hier und Jetzt zurück und ich ging den Kampf so an, als hätte ich es mit einem sehr viel jüngeren Mann zu tun.

Er war in überraschend guter Verfassung und verschwendete keine Energie mit dem Versuch, um Hilfe zu rufen. Schnell fanden seine eigenen Hände den Weg um meinen Hals und sein Griff war wie ein stählerner Schraubstock. Wir stolperten durch das Haus, die Hände um den Hals des anderen geschlossen, sein Gesicht eine furchtbare Grimasse verzweifelter Wut. Doch ich war stärker und manövrierte uns in den Hauswirtschaftsraum. Einmal dort, nahm ich kurz eine Hand von seiner Kehle, um den Werkzeugkasten vom Regal zu reißen. Sein Inhalt ergoss sich auf den Boden und das Erste, was mir zwischen die Finger kam, war ein drei Pfund schwerer Schlosserhammer.

Nach dem ersten Schlag konnte er sich noch auf

den Beinen halten und ich sah zu, wie er in die Küche taumelte und sich dabei mit beiden Händen den Kopf hielt. Er gab ein Keuchen von sich, einen entsetzlichen Laut, als würde er ersticken. Blut sickerte von seiner Kopfhaut auf die Hände und weiter auf die gepolsterten Schultern seiner Jacke. Er stieß gegen die Geschirrspülmaschine und prallte wie ein Betrunkener von ihr ab, während sich ein Teil des Blutes in dunklen kleinen Spritzern auf dem Küchenboden verteilte.

Für einen Moment war ich wie erstarrt, völlig gebannt von dem Spektakel. Jetzt, wo er ein gutes Stück von mir entfernt war, sah er wie ein vornehmer alter Herr aus, der Opfer irgendeines schrecklichen Unfalls geworden war. Doch ich führte mir rasch vor Augen, wer er war und was er getan hatte, und mein Zorn flammte sofort wieder auf. Während ich ihm entschlossen auf den Leib rückte, sagte ich mir, dass es kein Mitleid geben könne, nicht für seinesgleichen, niemals. Und nachdem ich ihn zu Boden gestoßen und mich auf ihn gehockt hatte, schlug ich so fest und so oft mit dem Hammer zu, dass mir gar nicht in den Sinn kam, ich könnte es zu schnell zu Ende bringen.

Doch nun, da ich die Küche in Augenschein nahm, fragte ich mich, ob ich den größeren Plan mit der erforderlichen kühlen Vernunft ausführen konnte – und die Wut hinter mir lassen, die mich bis hierher getrieben hatte. Wenn nicht, waren Fehler möglich. Und Scheitern.

Ich schüttelte diese Überlegungen ab wie ein nasser Hund, der sich von Wassertropfen befreit, und dachte an die vielen Dinge, die noch zu tun waren. Ich ließ Wasser in einen Eimer laufen und suchte mir ein paar geeignet aussehende Reinigungsutensilien zusammen, kniete mich hin und machte mich daran, den Boden zu schrubben. Es war eine mühsame, lästige Arbeit, aber wenigstens bestand der Boden aus äußerst strapazierfähigen Congoleum-Fliesen.

Meine Zuversicht kehrte langsam zurück. Ich verspürte sogar ein leises Kribbeln der Vorfreude. Die Trägheit, die mich zuvor erfüllt hatte, war tatsächlich wie weggeblasen.

Anschließend rasierte ich mich – oder vielmehr hackte ich weg, was sich rasant zu einem Bart entwickelt hatte. Ich zog mich an – pastellfarbenes Strickhemd mit einem Tier auf der Brusttasche, Jeans von Calvin Klein –, suchte ein paar Sachen zusammen, darunter auch die krokodillederne Aktentasche des alten Mannes, und warf alles in einen ramponierten Koffer, der mir seit dem College gute Dienste leistete. Schließlich warf ich mir eine weiße Jacke aus angerauter Seide über, die ich vor langer, langer Zeit aus Hongkong mitgebracht hatte.

Ein Blick in den Spiegel zeigte mir das Standardexemplar des typischen schlanken amerikanischen Strahlemanns. Mr. Mitglied der Handelskammer, nach kalifornischer Art. Bis auf die Augen, die

irgendwie nicht ganz richtig waren. Sie wirkten zu groß, vielleicht auch ein wenig zu strahlend. Doch abgesehen davon sah ich wie eine akzeptable Nachbildung dessen aus, was ich einmal gewesen war. Ich wollte ein Probelächeln versuchen, fand aber die passenden Drähte nicht, an denen ich dafür ziehen musste. Eigenartig, dass ich mir nicht einmal das mehr abringen konnte. Früher war es so leicht gewesen, ein falsches Lächeln aufzusetzen. Ich richtete den Kragen meiner Jacke.

Mit dem Koffer ging ich ins Wohnzimmer, wo ich ihn abstellte, dann weiter durch das ganze Haus, wobei ich alle Jalousien herunterließ, um dann ein paar, aber nicht alle Lampen einzuschalten. Als wäre Shelly noch bei mir und ich mit nichts weiter beschäftigt, als das Haus in Ordnung zu bringen, bevor wir essen oder ins Kino gingen. Ich verspürte ein Stechen in den Augen und versuchte, meine Gedanken in eine andere Richtung zu lenken, indem ich beständig mein Mantra des Tages wiederholte: *Bleib in Bewegung, halt dich ran, sei eine Maschine.*

Ich verließ das Haus durch den Waschkeller, zog die Tür hinter mir zu und vergewisserte mich, dass sie abgesperrt war. Es war unwahrscheinlich, dass SIE den alten Mann bei der Polizei als vermisst melden würden. Und es würde Tage, wenn nicht Wochen dauern, bis SIE schließlich jemand anders schicken würden, um nach mir zu sehen.

Doch bis dahin ...

Ich stieg in den Fairlane und schnallte mich an. Der Motor sprang beim ersten Versuch an und dann fuhr ich die Einfahrt entlang, während sich hinter mir das Garagentor zum letzten Mal automatisch schloss.

Ich fuhr durch die gewundenen Straßen der Siedlung. Nur wenige Menschen waren inmitten des Durcheinanders eng beieinander stehender Häuser zu sehen. Nachdem ich eine Markierung mit der Aufschrift MESA VISTA – sie war ebenfalls weiß verputzt und hatte sogar ihr eigenes kleines Ziegeldach – passiert hatte, bog ich auf die Hauptstraße ab.

Ich beschleunigte den Ford und folgte der neuen vierspurigen Straße nach Westen. Auf beiden Seiten war das Land offen und unbebaut – eine sanft gewellte Hügellandschaft voller Gestrüpp, Ansammlungen von Büschen und Sträuchern und großen Felsbrocken.

Fünf Minuten später erreichte ich Chula Vista, die Gemeinde am Südrand von San Diego. Vielleicht hätte ich mich nach einer entsprechenden Beförderung später auch einmal hier niedergelassen. Irgendwann einmal war die Möglichkeit erörtert worden, ich könne den Posten eines Projektleiters übernehmen, vor tausend Jahren.

Nach zehn Minuten voller Ampeln und Schulgebiete war ich auf der Interstate 5 und fuhr Richtung Norden. Direkt vor mir lagen die hohen, klobigen Gebäude der Innenstadt von San Diego, die kaum anders aussahen als die von St. Louis, Denver und jedem anderen mittelgroßen Kaff. Nur die komplizierten Autobahnkreuze

und die Nähe des Pazifiks ließen erahnen, dass ich mich in Kalifornien befand.

Die Interstate krümmte sich um den nichtssagenden Brocken des Stadtzentrums. Ich sah die Ausfahrt, die ich früher zur Arbeit genommen hatte, und ein Teil von mir wollte den Blinker setzen und der vertrauten Aneinanderreihung von Abzweigungen und Ampeln zu dem Wolkenkratzer aus verspiegeltem Glas folgen, den Aufzug zu der von Aerotel gemieteten Etage nehmen und durch das Großraumbüro zu meinem alten Arbeitsplatz gehen, mich an meinen Schreibtisch setzen, in den Eingangskorb greifen und mit dem Tagwerk beginnen.

Doch stattdessen starrte ich stur geradeaus, fegte an der Ausfahrt vorbei und versuchte, nicht daran zu denken, dass ich sie nie wieder nehmen oder auch nur diese Stadt je wiedersehen würde. Zehn Jahre hatte ich hier gewohnt, war vom Jungen zum Mann geworden, vom Single zum Ehemann, vom liberalen Kunstästheten zum Luftfahrtingenieur.

Ich packte das Lenkrad fester, während ich noch einmal in den Rückspiegel sah und einen letzten Blick zurückwarf. Und ich fragte mich, ob wohl irgendwie alles hätte anders laufen können.

## Zwei

Wenn es auch kein schöner Sommer gewesen war, so doch auch kein sonderlich schlechter. Kaum bemerkenswert. Aber andererseits war die Zeit lange vorbei, als der Sommer noch ein Großereignis für mich gewesen war. Keine mitternächtlichen Lagerfeuer am Strand mehr, keine faulen Segeltage, nicht für diesen schwer arbeitenden jungen Mann. Wenn ich mir dieser Tage den Arsch nicht für Aerotel abarbeitete, dann in unserem winzigen Garten. Und genau das tat ich auch an dem Samstag, an dem ich die Marshs kennenlernte.

Ein großer Allied-Möbelwagen war am Tag zuvor vorgefahren und hatte einen ganzen Haushalt geliefert. Shelly und ich hatten kurze Blicke auf die Neuankömmlinge erhascht – ein Mann, eine Frau, ein Junge und eine Katze – und wir hatten darüber gesprochen, mal vorbeizuschauen, wenn sie sich eingelebt hatten. In unserer kleinen Gemeinde gab es keine organisierten Begrüßungsveranstaltungen. Die Siedlung Mesa Vista war erst vier Jahre alt und noch nicht an diesem Punkt nachbarschaftlicher Organisation angelangt. Doch so langsam kannte jeder jeden beim Namen und hin und wieder gab es eine

Party. Das Gemeinschaftsgefühl entwickelte sich allmählich wie die Sträucher und Bäume, die der Bauherr gepflanzt hatte und noch im Wachsen begriffen waren.

Samstags widmete ich mich dem Rasenmähen. Hinter meinem Garten fiel das Land zu einem gut 30 Meter tiefer gelegenen Tal ab, das in erster Linie mit fahlem, dürrerem Gestrüpp und dem einen oder anderen grünen Busch bewachsen war. Auf der anderen Seite des Tals, keine 500 Meter entfernt, thronte eine andere Siedlung auf dem Kamm. Viewscape hieß sie, glaube ich. Im Süden gab es absolut nichts, nur sanft gewellte, beinahe kahle Hügel, die Vorstufe der unwegsamen Einöden Mexikos. Diese Aussicht hatte das Haus 2000 Dollar teurer gemacht – wir hatten das einfache Modell »Matador«, obwohl das einzig Mexikanische daran das Ziegeldach war, soweit ich wusste – und als wir es zwei Jahre zuvor gekauft hatten, war uns die Aussicht das Geld wert gewesen. Mittlerweile nahm ich sie nicht einmal mehr zur Kenntnis.

Ich bewegte den elektrischen Mäher über die kleinen Rasenflecken, aus denen unser Garten bestand, und zog dabei das lange orangefarbene Kabel hinter mir her. Der Garten war so klein, dass man lediglich um die Whirlpool-Veranda herumgehen und dann um ein paar Sträucher Slalom laufen konnte, die der Bauherr hatte pflanzen lassen. Plötzlich verstummte der Mäher und als ich mich bückte, um das Kabel



wieder einzustöpseln, sah ich die neue Nachbarin, die gerade zu mir schaute.

Sie stand hinter der Glasschiebetür ihres Wohnzimmers, keine 30 Meter entfernt. Nach unserem Blickkontakt lächelte sie mir zu, öffnete die Tür und kam dann zu dem hüfthohen Zaun, der unsere beiden Gärten trennte. Ich erhob mich und wischte mir die Hände ab, während ich ihr mit einem nachbarschaftlichen Lächeln entgegenging.

Mein erster Eindruck war, dass diese Frau ihren Lebensunterhalt mit Werbung für Sportausrüstung hätte verdienen können. Sie war der Inbegriff dessen, was hier draußen abgöttisch verehrt wird – glänzende blonde Haare, umwerfende Figur, strahlende Gesundheit.

Doch als wir uns gegenüberstanden, sah ich, dass ich es nicht mit der üblichen lebhaften jungen Ehefrau zu tun hatte. Nein, in diese Kategorie passten andere wie meine Frau Shelly. Oder wenigstens die Shelly von vor acht Jahren, bei unserer ersten Begegnung. Diese neue Nachbarin war ein anderes Kaliber. Ihr Gesicht hatte die exotische Knochenstruktur eines Models direkt aus der *Vogue*. Ihre Haare bekamen zusätzliche Fülle durch weiche, wuschelige Locken. Sie war sehr hellhäutig, von der Sorte, die rot, aber nie braun wird. Sie trug ein enges Top von Danskin und sorgsam ausgebleichte Jeans-Shorts. Meiner Schätzung nach war sie um die 30. Mir wurde bewusst, dass mein Lächeln nicht mehr nachbarschaftlich war, sondern irgendwie

lächerlich und aufgesetzt wie die Verlegenheitsmaske, die ich bei meinen ersten schüchternen, aber eifrigen Versuchen aufgesetzt hatte, mich mit Mädchen zu verabreden.

»Hallo, Nachbar.« Ihre Stimme war tief und schmeichelnd.

»Willkommen in Mesa Vista. Ich bin Charles Ripley, Ihr nächster Nachbar.«

»Sybil Marsh.« Wir gaben uns kurz die Hand, dann schob sie die Hände in die Taschen ihrer Jeans. Sie saß sehr eng, so eng, dass sich ihre Hände langsam herunterarbeiten mussten, was bewirkte, dass sich irgendwie ihre Brüste von innen gegen den schwarzen, hauchdünnen Stoff des Tops pressten ...

»Wahrscheinlich haben Sie uns gestern einziehen sehen.«

Ich nickte. »Sicher. Sind Sie ganz neu in San Diego?«

»Ja, wir sind von San Francisco hierhergezogen. Die Firma meines Mannes hat ihn hierher versetzt.«

»San Francisco ist eine schrecklich schöne Stadt. Ich hoffe, San Diego wird keine Enttäuschung für Sie.«

»Aber nein. Überhaupt nicht. Wir waren bereit für eine Veränderung. Ich finde es eigentlich ganz reizend.«

Sie lächelte und sah mich ungeniert an. Es heißt, wenn sich zwei Personen unterschiedlichen Geschlechts zum ersten Mal begegnen, taxieren sie

sich gegenseitig als mögliche Bettpartner. Aber diese Frau betrachtete mich nicht auf so eine Art. Es war, als wäre sie in einer Kunstgalerie und würde sich etwas von lediglich leidlichem Interesse ansehen. So wunderschön ihre grauen Augen auch waren, sie sprühten nicht gerade vor herausragender Intelligenz.

Was mich betraf, so nehme ich an, dass ich das übliche maskuline Interesse ausstrahlte. Nicht dass ich auf der Suche nach außerehelichen Liebschaften gewesen wäre, nein danke, aber, na ja, diese Sybil war eindeutig ein willkommener Zugewinn für die Siedlung. Mir wurde die anhaltende Stille bewusst. »Die Zeit nach einem Umzug ist immer besonders anstrengend.«

»Ich glaube, es wird Jahre dauern, bis wir uns richtig eingerichtet haben. Ich stehe kurz davor zu sagen, ach, was soll's, wir nehmen einfach die großen Pappkartons als Möbel.«

Wir lachten, als wäre das ein guter Witz.

»Ich habe gerade Pause beim Auspacken gemacht und Sie dann bei der Arbeit in Ihrem Garten gesehen.«

»Tja, meine Frau und ich wollten eigentlich irgendwann mal bei Ihnen vorbeischaun und den Begrüßungsteppich ausrollen.«

Sie hob eine Hand. »Bitte nicht. Das Haus ist ein Urwald. Ich glaube, ich werde nie Ordnung schaffen können.«

»Dann kommen Sie und Ihr Mann doch einfach heute Abend auf ein Gläschen vorbei.«

Sie nickte zögernd. »Gut. In Ordnung. Wann sollen wir kommen?«

Ich zuckte die Achseln, lächelte. »Gegen acht.«

Ein kleiner Junge mit einem dichten Schopf pechschwarzer Haare kam aus dem Haus gelaufen. Ich schätzte ihn auf acht oder neun. Er lief zu Sybil und zupfte an einer ihrer Gesäßtaschen. »Dad sagt, du sollst reinkommen und ihm bei den Bildern helfen.« Er war außer Atem und keuchte beinahe. »Er sagt, ich sei nicht groß genug.«

»Ich komme, Mark.« Sybil fuhr ihm durch die Haare. »Aber zuerst möchte ich dir Mr. Ripley vorstellen. Er ist unser neuer Nachbar.«

Er streckte grinsend die Hand aus. Ein ganz normaler Junge, doch irgendwie schaffte er es, eine Aura von frühreifer Weltklugheit zu verbreiten.

Heutzutage scheint das bei vielen Kindern der Fall zu sein.

»Hallo, junger Mann.«

Er hatte einen harten, klammernden Händedruck. »Freut mich, Sie kennenzulernen, Mr. Ripley. Ich hoffe, Sie sind so nett wie unser letzter Nachbar.«

»Das hoffe ich auch.«

Er ließ meine Hand los und wandte sich an seine Mutter. »Weißt du noch? Mr. Hazard? Der war so ungefähr der beste Nachbar, den man sich wünschen kann.«